

MICHAEL ZELLER

Wendisches Sommergewitter

Künstlernovelle

Rote Katze Verlag

MICHAEL ZELLER

Wendisches Sommergewitter

Künstlernovelle



Rote Katze
VERLAG

Der erste Schnee dieses Winters. Ausgerechnet am Tag seiner Abreise, dem Neujahrstag, fing es an zu schneien. Nicht sofort. Erst auf den Höhen der Rhön, der Kasseler Berge, im Weserbergland. Selbst die Autobahn geriet unter den Einfluss des Wintereinbruchs, dieses Betonband jenseits von Naturgesetzen, beinahe. Nicht dass der Schnee liegen blieb. Gleich wurde er wieder abgefressen von dem unersättlichen Endlos-Wurm der Autos. Immerhin war die Straße frei, doch die Fahrer zögerten, hielten sich zurück mit dem Rasen, trauten dem Augenschein nicht. Zäh und träge schob es sich dahin. Der erste Schnee in diesem Winter. Wer rechnet je damit, bevor er fällt?

Als Andrich die Autobahn verließ und mit der Landstraße tauschte, viel später als geplant, ging es schon in die Dämmerung hinein. Eine flache, weite Landschaft, unter scheuem Abendrot. Doch er hatte jetzt kaum Augen dafür, wollte die Fahrt auf der ihm unbekanntem Landstraße rasch hinter sich bringen, fast einhundert Kilometer noch.

Hinter Uelzen war es dann wirklich dunkel. Außerdem hatten die Temperaturen angezogen. Die Landstraße glänzte im Scheinwerferlicht. Nicht überall, aber an manchen Stellen bedeutete das Glänzen: Eis. Andrich hielt sich in der Mitte, das ging gut, weil sie nicht stark befahren war. Aber nach mehr als sechshundert Kilometern meldete sich sein Nacken. Das war ein anderes Sitzen als am Schreibtisch. Entlasten konnte er den Körper nur, wenn er das Kreuz mal kurz mit gestreckten Armen gegen die Lehne drückte. Sonst saß er weit vorne, starrte auf den Asphalt vor sich, versuchte das Glänzen zu lesen – war`s Nässe, war`s Eis? –, hantierte nebenbei auch noch mit dem Autoatlas. Irgendwo musste es abgehen. Alle Ortsnamen klangen nach Hekuba.

Vollkommen verquere, unvertraute Namen bei diesen komischen Wenden, blieben selbst dem Schriftsteller auch

nach dem dritten Lesen nicht haften. Und dann: Die Verkehrsschilder aller Art waren vom Schnee zugeweht. Im Schrittempo fuhr Andrich an ihnen vorbei, ahnte zwei, drei Buchstaben, musste Puzzle spielen, ohne jede Neigung dazu jetzt. Es wurde immer schlimmer. Dabei konnte es doch nicht weit mehr sein, sein Ziel. Bis er merkte: Es war ja gar nicht der Schnee, der die Richtungsanzeiger und Ortsschilder unleserlich machte. Unter dem hingewehten Schnee saßen schwarze Balken und dicke schwarze Punkte. Irgendwelche Vandalen hatten die Schilder mit Farbe unlesbar gemacht. Wohin er auch kam: Kein Schild war ausgelassen. Reste eines Silvesterstreichs? Nein, kein Klamauk. Das wäre eine mühselige Silvesternacht gewesen. Irgendein Sprachenstreit von Minderheiten? Die ollen Wenden vielleicht – wildgewordene Volkstümpler, die zu den deutschen Ortsnamen die ursprüngliche slawische Bezeichnung gesetzt haben wollten, wie in Kärnten oder, früher mal – in seiner Jugend noch – in Südtirol?

Dann war er da. Endlich. Um die Abzweigung zu finden, hatte er anhalten und aussteigen müssen. Den Schnee abgekratzt von dem Richtungspeil, las er SCHREYAHN. Gott sei Dank. Andrich schlich die letzten paar hundert Meter dahin. Rechts im Kegel das gelbe Ortsschild in einer inzwischen pechschwarzen Nacht. Was war das? Nicht SCHREYAHN – GORLEBEN stand da, schwarze Schrift auf gelbem Grund, keine Frage. Aber Gorleben lag doch, verdammt noch mal, beinahe zwanzig Kilometer entfernt. Hatte es da eine Eingemeindung gegeben?

Das Wirtshaus war beleuchtet, es ging auf neun Uhr abends zu. Keine Selbstverständlichkeit auf dem Land. Der Fahrer war hungrig, müde, wollte sich strecken, ein Bier trinken. Vor dem Bestellen, noch ehe er die Speisekarte unter die Lupe nahm (doch, ein Bier gab er schon mal in Auftrag), fragte er die Bedienung, was es denn, du lieber

Himmel, mit dem Ortsschild GORLEBEN da draußen auf sich habe.

Ein blasses Mädchen, nicht sehr helle. Sie sei nicht von hier. Hilflos ihr Blick zum Chef hinterm Tresen. Der stierte vor sich hin, versuchte es dann aber doch irgendwie, während er das Pils zapfte. Da seien eben so Leute, die überall Gorleben-Aufkleber auf die Ortsschilder pappten – *Gorleben ist überall* und so was stünde darauf, das wär wohl so `ne Art von Protest von denen oder so was. Erschöpft zuckte er die Achseln und zählte dem Gast dann schnell auf, was es nicht mehr gäbe von der Karte. Donnerwetter! Sein Gedächtnis war nicht übel. Doch zwei, drei Sachen blieben übrig, die der ausgehungerte Andrich für essbar hielt. Erst mal setzte er das Bier an, ließ es weglaufen und war erleichtert, heil hier zu sein und seine Füße unter einem Wirtshaustisch ausstrecken zu können, auf den gleich etwas zu stehen käme, und nirgendwo gerate dabei den Sohlen ein Hebel in die Quere.

Auf den vereisten Landstraßen, zu Fuß, ist Andrich fast allein in der flachen Landschaft unter dem kargen Schnee. Es ist Sonntag, Anfang Januar. Man isst zu Mittag. Er ist unterwegs, um einige Rundlinge einzusammeln – jedes Dorf hier ist als ein Rundling angelegt. Der kalte Wind, der ohne Widerstand über die leeren Straßen fegt, arbeitet am Gesicht, am Körper. Besonders die Hände – trotz Handschuhen – frieren. Er steckt sie ab und zu unter den Mantel in die Hosentaschen, gibt ihnen Körperwärme, von innen. Es hilft. Stundenlang auf den Beinen. Die Dörfer haben zwar fast alle ihre Häuser hübsch in die Runde gestellt, Gasthöfe aber sind ihnen fremd.

Wustrow. Am Nachmittag kommt Andrich an. Wie ausgestorben. Hinter einem Erdwall hat er Menschen johlen

und schreien gehört, junge Stimmen. Kufen klirren. Ein vereister See, auf dem Eishockey gespielt wird, Eislauf geübt. Sonst Stille. Weite Stille. Zwei Wirtshäuser verrammelt, selbst die Kirche hat zu. Offen hat nur das „Deutsche Haus“, am Ortsende. Bis vor ein paar Jahren führte die Straße hier ins Niemandsland. Keine zehn Kilometer hinterm „Deutschen Haus“ war die Welt zu Ende: Grenze zur „Deutschen Demokratischen Republik“. Die Grenze hielt, was sie versprach. Vielleicht deshalb der trutzige Name „Deutsches Haus“ – letzter Vorposten der sogenannten Freien Welt? Heute ist die Straße ins Anhaltinische hinein längst wieder intakt. Nur zu benutzen scheint sie keiner, heute jedenfalls nicht, am Sonntagnachmittag. Man sitzt wohl daheim im Warmen und isst gerade Torte zum Kaffee.

Im „Deutschen Haus“ stehen dicht aufgereiht Deutsche Mannen am Tresen, quer durch die Lebensalter, alle schweren Leibes. Vom Pils? Keine einzige Frau, außer der Wirtin hinterm Zapfhahn, eine sportlich straffe Frau in ihren Sechzigern, die mit flinker Zunge den Männern all die Süßigkeiten aufzählt, die sie zu Weihnachten ihrem Enkelkind geschenkt hat. Die gute Oma! So lobt sie sich, mehr oder weniger ausgesprochen, mit jedem weiteren Riegel selbst dabei.

Die Küche ist zu, leider, nach 14 Uhr. Kein Vorwurf der Wirtin an den zu spät gekommenen Gast. Eine Currywurst könne sie ihm noch machen, mit Kartoffelsalat. Oder Pommes.

Aufs Klo, sich das Wasser abschlagen, bevor es friert in ihm. Im Winkel der Pariser-Automat, eine uralte Kiste. Das Chrom seiner drei Ziehladen vollkommen verrostet. Hier muss Schwefel in der Luft sein, verdammt noch mal. Das schafft alle Männerpisse dieser Welt doch nicht! Oder Salz?

Es schmeckt (mit Pommes). Die Männer erzählen sich Witze, die blöden laut, die besseren (vermutet der stum-

me Zuhörer Andrich) leise. Wegen der Wirtin, wegen des kauenden Fremden dort? Einer von ihnen, Mitte fünfzig, ist gerade ausgestellt worden, mit `ner schönen Stange Geld, wie er sagt. Aber Schlafstörungen, zum ersten Mal in seinem Leben. Kann nicht mehr schlafen nachts. Einfach so. Hängt sich dann vorn Fernseher, mitten in der Nacht, schaut `nen Krimi, das regt ihn aber wieder auf – und so weiter ...

„Bist du nicht auch bald dran, sag mal?“, empfängt er den gerade eintretenden Gast. Der steht noch im Mantel, fröstelt, dass ihm die kalte Zigarette im Mund wippt. Will ein Bier, sonst erst mal gar nichts, bei solchen Temperaturen.

Ein Café hat sogar auch noch offen in Wustrow, außer dem „Deutschen Haus“. Menschen hasten von dort mit Kuchenpaketen durch die Straßen, damit die bald wieder unversehrt daliegen können, für sich. Drinnen ein schmaler Gang mit der Kuchenvitrine. Zwei Personen können nicht davor stehen. Man zwingt sich aneinander vorbei. Neben drei anderen Kunden breitet sich schon das akute Gefühl von Platzangst aus.

Hinten, am Ende der Theke, ein Vorhang, schwer, dunkel – nur dunkel. Keine Farbe. Ein Tortenuntersatz aus Karton ist mit einer Sicherheitsnadel daran festgezwickelt. „Kaffee und Kuchen an der Theke“ steht darauf in großen schiefen Lettern, von Hand. Andrich schiebt sich durch zwischen Vitrine und Vorhangspalt. Tatsächlich. So etwas wie ein Café. Vier Tische in den Ecken des Hinterzimmers, zwei davon besetzt. In der Mitte ein Bullerofen mit Gasflasche. Darum drei Blechwände gestellt und obenauf ein Wasserkessel mit geschwungener Tülle.

An den Wänden Fotos. Ein Rundling, in Luftaufnahme. Der Neuankömmling fragt die kregle Oma, als sie Kuchen und Kaffee bei ihm abstellt, wo das sei.

„Wenn Sie rausfahren, Richtung Lüchow, links. Aber lohnt sich nicht. Sieht auf dem Bild viel besser aus.“

Ehrliche Gastronomie. Der Kuchen passt, selbst der Kaffee.

Neben ihm zwei Araber, Mann und Frau. Mit dem Mann sitzt er Rücken an Rücken, er könnte ihm leicht auf die Schulter tippen. Zu sehen sind nur große abstehende Ohren und Hände, die mit Feuerzeug und Zigarettenschachtel spielen. Sie, im Profil, ist eine hübsche Frau des Südens, nicht mehr ganz jung, schweres schwarzes Haar, die weiche Schönheit von Pummeligen. Er freut sich, ihrem Sprechen zuzuhören, diesen stark behauchten Lauten Arabiens. Wie sie so miteinander reden, sind sie – darauf wettet er – nicht verheiratet oder verbandelt. Zu viel Lebendigkeit in den Gesten der Frau. Was machen sie hier, am Ende der Welt, fragt Andrich sich, bei diesen Temperaturen? Wenn sie, die Hübsche, ihren knackenden *ach*-Laut ausstößt, hinten vom Gaumen, malt er sich aus, wie sie morgen früh Deutsch redet, an der Kasse des Edeka-Ladens vielleicht. Schön für sie, dass heute Sonntag ist.

Vor ihm zwei Männer. Der Jüngere, Anfang vierzig, Halbglatze, schwammige Fülle, führt das Gespräch mit einem ruckartigen Reden, viel zu schnell schleudert er die Wörter raus, verhaspelt sich dabei, legt noch mehr Tempo zu. Vielleicht ein Stotterer früher mal. Ohne Pausen redet er, es sei denn, er saugt an seiner Flasche Pils, dann schnickt das eine Bein, mit dem leichten Sommerschuh, vom Knie weg, auf dem es sonst gestützt liegt, bis hart an die Gasflasche. Obwohl Andrich seine Rede nur in Fetzen mitbekommt: Er jammert und renommiert in einem.

„Hab meine Fußballschuhe längst an den Nagel gehängt. Wurd auch Zeit, mein Lieber“, stößt er wippend und ruckend hervor. „Lange genug meine Knochen hingehalten für den Verein.“ Da ist jemand – deutlich zu hören – nicht gut behandelt worden vom Verein, vom Leben.

„Jetzt bin ich nur noch bei der Feuerwehr.“ Gleich ist die Stimme wieder obenauf und heischt Bewunderung. „Seit fünfundzwanzig Jahren schon. Hab 1988 so `ne Nadel dafür ... und, wart mal: 2003, ja – 2003! Da krieg ich dann `ne goldene.“ Wie schnell er aber auch ist, beim Ausrücken, weg von der Arbeit! Selbst jetzt, im Sitzen, tanzen dem Schwammigen Kopf und Schultern davon: Keiner ist so schnell draußen wie er! Dafür ist er bekannt in der Truppe. Er lacht, sich selbst anhimmelnd. Und Schluck aus der Pulle. Das hat er sich verdient!

Sein Zuhörer bleibt fast ganz zugedeckt von ihm. Nur wenn es den Schwammigen beiseite drückt, von den Klagen, dass sie ihn alle mal kreuzweise können, eigentlich, oder wenn er sich aufschwingt, in Begeisterungsschüben darüber, was für ein Pfundsburse er doch ist, kann er den anderen erkennen. Ein alter Mann, mit einem schmalen, fein gekerbten Gesicht, blass, mit Zügen, hinter denen man Gedanken vermuten könnte. Schiebt mit zarten Händen eine leere Tasse Kaffee von links nach rechts. Von ihm ist kaum ein Wort zu hören. Nur halbe Sätze, leise gesprochen, die den schwammigen Schwadroner in seinem Seelenkompott bestätigen: „Ja, da hast du recht“, „Ja, genau, so sieht`s aus.“ Voller Bewunderung für die großen Taten seines Gegenübers und selbst empört – „Das ist ja nicht zu glauben!“, „Nein so was“ –, wenn er all das Unrecht aufgezählt hört, das die Welt an seinem Gesprächspartner immer wieder verübt. Beruhigend, aufmunternd, tröstend – so klingt seine Rede. Der Jüngere plustert sich auf, in diesem scheinbaren Bewundern, das ihm der Alte zollt. Jetzt schiebt er sogar schon den Chef auf der Arbeit beiseite, wenn der ihm blöd kommt, drängt ihn weg, einfach so, und macht es auch gleich vor, bis es die Gasflasche trifft. „Wenn die Sirene heult und ich ausrücken muss, da solltest du mich mal sehen, Mann, da kenn ich aber nix!“ Langer Schluck. Viel ist nicht mehr in der Flasche.

Was stimmt denn da nicht? Andrich will dem Gesicht des Alten mehr glauben als seinem unterwürfigen Ton. Der ist doch nicht halb so beschränkt wie dieser Spruchbeutel vor ihm. Warum tut er sich das an?

„Ja, trink ruhig noch eins. Heute ist Sonntag. Ich lad dich ein“, sagt der Alte.

„Nee, ein andermal. Für heute reicht's mir.“ Bombastisches Wippen des Sommerschuhs, kratzt wieder fast den Ofen an. Ein Mann, ein Wort. „Bevor ich flieg, in den Urlaub, geb ich dir einen aus, weißte.“

Einsamkeit! Die schiere Einsamkeit, zuckt es dem zuhörenden Andrich durch den Kopf. Der Alte ist froh um jede Ansprache, selbst um diese hier.

„Ich muss noch meinen Pass besorgen. Kostet mich einen Tag vom Urlaub, einen vollen Tag.“ Selbst wenn er seinen hochverdienten Urlaub nimmt, stellt sich die Welt dem Großartigen noch in den Weg.

„Bei mir ist das nicht mehr nötig“, wirft der Alte ein, mit kleiner Stimme, um nicht aufdringlich zu sein, „in meinem Alter. Ich brauch nur noch alle zehn Jahre hinzukommen. Weil sie denken, beim nächsten Mal bin ich schon weg.“ So viel auf einmal hat der Alte bisher noch nicht von sich preisgegeben.

„Bald flieg ich los, sag ich dir. Drei Wochen lang. Weg von hier, weg von Deutschland. Ha!“ Der Schwammige hat gar nicht hingehört, was der Alte da säuselt. Ach, wenn doch jetzt die Sirene aufheulte und er wegstürzen könnte, die bewundernden Blicke von ganz Wustrow auf seinen Schultern, an diesem menschenleeren, eisigen Sonntag! Ein Feuer, ja, so ein richtig schöner Großbrand. Da könnte er es wieder mal allen –.

Auf der langen, gerade gezogenen Landstraße geht Carlo Andrich nach Hause, Weite um ihn, weiße Weite. Schriftsteller seines Zeichens (so stand der Vorname übrigens nicht

in seiner Geburtsurkund), lebt er seit kurzem als Stipendiat des Landes Niedersachsen hier, im Wendland. Im Gehen hat sich in seinem Kopf die Frage eingenistet, was das sei – Einsamkeit, die Einsamkeit dieses Alten eben, von dem die anderen nichts mehr erwarten. Nur dass er abkratzt irgendwann. Zur Seite ein Kartoffelacker. Brache. Dünnere Schnee darüber gestäubt. Ein paar Singschwäne lärmen in der leeren Ferne. Werden schon einen Grund haben.

Am Ende der Welt. Früher, bis 1989, hat das Wendland am Ende der Welt gelegen, dieser Welt jedenfalls. Wie eine Nase ragte es als der östlichste Zipfel von Niedersachsen in die DDR hinein, grenzte mit drei Seiten an die (heutigen) Länder Mecklenburg-Vorpommern, Brandenburg und Sachsen-Anhalt: Zonenrandgebiet hieß das damals. Von jenem weltberühmten Metallgitterzaun eingeschnürt die Dörfer, kleinen Städte, aus Fachwerk und Backstein, Felder, Weiden, Wälder, auch noch Sümpfe, Moore und Steppe – norddeutsches Tiefland südlich der Elbe. Mit seinen fünfzigtausend Menschen war das Wendland der am dünnsten besiedelte Landkreis der alten Bundesrepublik. Am Rand der Welt gelegen, seinerzeit ein Pfahl im Fleisch des Feindes, an Feiertagen oft auch gern „Brüder und Schwestern“ genannt, und wenig Menschen (sprich: Wähler!). Insofern war die Entscheidung der Landesregierung in Hannover 1977 so unklug nicht, hier, im Wendland, unter Tage, in seinen nicht mehr genutzten Salzstöcken, den Atommüll einzulagern, die verbrauchten Brennstäbe aus den landesweit verstreuten Kernkraftwerken.

Doch was so schön rund aufging an den rechteckigen Schreibtischen der Politiker, kam vor der Wirklichkeit ins Trudeln. Die Wendländer machten mobil, vom ersten Tag an, und erhielten Zulauf in ihrem Widerstand aus dem gan-

zen Land. Gorleben, das Dorf, wo ein Zwischenlager seit 1983 fertiggebaut auf den Atommüll wartet, wurde zum Kampftruf einer Nation. „Gorleben soll leben!“ „Republik Freies Wendland!“ Das Wendland war vom Rand der Welt in den hellen Lichtkegel nationalen Interesses und politischer Leidenschaften gerückt.

Doch jetzt, mit dem Frühjahr, soll es keinen weiteren Aufschub mehr geben. Für April steht der erste Transport von Atommüll nach Gorleben fest und der Widerstand der Wendländer, der siebzehn Jahre Zeit hatte, sich auf hohem Niveau zu organisieren, zieht blank dagegen. Die verschmierten Ortschilder und die Gorleben-Aufkleber, die den Fremden nahezu orientierungslos machen, sind erste Kampfproben für diesen legendären TAG X, an dem CAS-TOR, der Spezialbehälter, rollen soll.

Am Morgen liegt der ganze Erdkreis, soweit der Stipendiat des „Künstlerhofs“ ihn fassen kann, unter Schnee: Weiß, ohne jede Lücke, ein paar Zentimeter hoch. Weich fühlt es sich an fürs Auge, wie Pelz oder Flausch. Und das soll kalt sein? Eine Legende.

Obwohl es schon Mittag ist, als Andrich das Haus verlässt: Wenige Schritte jenseits des Dorfes setzen seine Füße die ersten Spuren auf den Feldweg zwischen Wintersaat und Brachen. Natürlich ist es schön, der Erste zu sein – aber es löst doch auch leise Ängste aus (in ihm jedenfalls), allein zu sein in der Natur, nicht auf den Spuren anderer zu gehen. Spuren vertraut man instinktiv, denn Menschen wollen ankommen irgendwo, alle Menschen. Also darf man ihren Spuren folgen.

Erst nach einer Weile stößt er auf Eindrücke im Schnee, quer über den Weg, nicht in Gehrichtung: Der gespaltene Huf von Rehen, makellos hineingesetzt in die weiße

Masse, plastische Hohlformen, vollkommen unverwischt und unverschliffen. Gestochen scharf. Nicht so tief, aber ebenso gleichmäßig die Fährten von Vögeln: Der Dreizack, mit dem Sporn nach hinten, eine wunderbar ausbalancierte Chiffre, die etwas Magisches hat. In dieser weißen Lautlosigkeit, jetzt vor allem, sind sie wie Steinmetzzeichen des Mittelalters an gotischen Kathedralen und Domen, nein: Wie die Schrift eines aus der Geschichte gefallenen Volkes.

Im ersten Dorf, das der Spaziergänger erreicht (ebenfalls als Rundling gebaut), keine Menschenseele unterwegs. Die Höfe hier sind älter als in den Nachbardörfern, das liest er den Inschriften auf dem Gebälk oberhalb der Tenne ab. Allesamt im Jahr 1794 erbaut, nach einem Brand, der das ganze Dorf in Asche legte. Eine mächtige Fackel muss da in den Sommerhimmel überm Wendland hinein geschlagen sein, Abglanz der Französischen Revolution im fernen Paris – so sieht er das jetzt in dieser fahlen Januarsonne –, als dort die Guillotine raste, zum Wohl des Neuen Menschen.

Am Dorfausgang, nach zwanzig Schritten erreicht, hängt quer über dem Gartentor ein Holzschild. DO WATT DU WULLT / DE LÜD SNACKT DOCH – buchstabenweise ausgemalt, die blaue Schrift, aus unseren Tagen, und doch in derselben altertümlichen Fraktur, wie auf den Balken von vor zwei Jahrhunderten. DE LÜD SNACKT DOCH – diese Singularform gefällt ihm ausgesprochen gut. In ihr steckt so viel Lebensklugheit von lapidarster Knappheit. De Lüd snackt – damit hat sein Kopf erst mal eine Weile zu tun.

Er sucht sich hinter dem Dorf einen eigenen Weg durchs Gelände. Sinkt tief ein, bis über die Knöchel. Darunter knackt es: eine Kruste von Eis. Frisch gefällte Eichen, zerschnitten in Trommelform, liegen die Blöcke aneinandergereiht herum, die Schnittflächen orangerot, so saftig. Es sticht in die Augen. Er fasst ins Sägemehl hinein, weil er

eine Sekunde lang denkt, es könne noch warm sein vom Blatt der Säge. Leuchtet das Gelb nur so stark, weil es sich von dem Weiß des Schnees abheben kann? Direkt unter der Rinde, bei den drei, vier letzten Lebensringen – dort, wo das Leben des Baumes am frischesten war – ist das Holz fast rot, blasst dann zur Mitte ab, zum Kern hin, ins Gelbe. Er kann den Blick gar nicht lösen von diesem intensiven Apfelsinenton, so dass er das Rudel Rehe erst entdeckt, als es sich, weit entfernt, jenseits der Äcker, in die Bewegungen von vier Tieren auflöst, vereinzelt Fluchtlinien an der Nebelgrenze, alsbald von einem Gehölz geschluckt.

Irgendwo auf den Feldern rumpelt ein Traktor. Ein Geruch weht aus seiner Richtung, der Duft von sauer gegorenem Mais. Der Traktor hat sich eine satte Scheibe davon abgeschnitten und rattert jetzt huckepack damit zurück ins Dorf.

Mahlzeit!

Der „Künstlerhof Schreyahn“ im Wendland. Das Land Niedersachsen hat einen auffälligen Bauernhof von 1806 hergerichtet und mit modernen Anbauten versehen. Seit 1981 wohnen hier jeweils vier Künstler für neun Monate, zwei Komponisten und zwei Schriftsteller. Ausgewählt von einer Fachjury des Kultusministeriums in Hannover, genießen sie in dieser Zeit staatliche Kulturförderung, um unabgelenkt an ihren Projekten arbeiten zu können. Die Auswahl erfolgt nach überregionalen, ja, internationalen Maßstäben. Eine Komponistin aus England, ein Komponist aus Litauen und ein schreibender Kollege aus Moskau sind Andrichs Nachbarn im Laufe dieser Zeit.

Kulturförderung ist in Deutschland seit je eine Angelegenheit des Staates. Ohne sie gäbe es keinen Goethe/Schiller, keinen Richard Wagner, kein „Bauhaus“, heute allesamt

Exportschlager mit hoher Rendite in härtester Währung. Staatliche Kulturförderung sollte sich hierzulande also von selbst verstehen. Aber die wahlabhängigen Politiker wären nicht sie selbst, wenn sie nicht auch Handfesteres im Sinne hätten: Die, wie es heißt, „langfristig erhoffte positive Darstellung einer abgelegenen Region“ (das Wendland), durch Kunst und Künstler nämlich, die nicht zuletzt durch das Negativsymbol „Gorleben“ verunziert ist.

Schreyahn ist ein Dorf von sechzig Seelen, und auch Schreyahn ist rund. Zwölf Höfe stehen im Kreis, einer davon der „Künstlerhof“. Keine Kirche, kein Laden, keine Laterne – hier ist die Finsternis noch schwarz. Nur ein Spritzenhaus. Zwei Landwirte: Milchkühe, Getreideanbau. Die anderen arbeiten im Landkreis irgendwo, betreiben die angestammte Landwirtschaft nebenbei, nach Feierabend. Kein Zahnarzt aus Berlin in Abschreibungsnöten, kein Hamburger Fernsehjournalist samt töpfernder Gemahlin, die sich hier ihre Wochenend-Datschas halten. Das Dorf lebt, und es lebt jeden Tag.

Warum es hier so rund ist, weiß keiner zu sagen. Damit das Denken hin und wieder mal die Richtung wechseln kann? Ach, das ist abgehobene Poetasterei. Auch die Wissenschaft liegt platt auf dem Bauch und schweigt beredt in dicken Büchern. „Urslawische Siedlungsart?“ Aber mitnichten, wertester *collega!* „Frühgermanische Bauform!“ Slawisch-germanisches Patt also. Und die Entstehungszeit bitte sehr – wenigstens das? Auch dafür fehlt jeder eindeutige Fingerzeig. Ja, wenn wir die Reiseschriftsteller nicht hätten! Ein Georg Johann Keyßler, 1740: „Fast alle Wendischen Dörfer sind in die Runde gebauet, und gehet ein einziger Weg hinein, durch welchen man auch wieder heraus muß.“ Dem ist bis heute wenig hinzuzufügen.

Der ganze Schnee ist weg, weggefegt vom harschen Wind zur Nacht. Am späten Abend noch und jetzt, am Morgen, kommen im Radio Sturmwarnungen für die Küsten Norddeutschlands, Windstärke 12. Hier im Wendland hat der Sturm seine Kraft verbraucht, aber den ganzen Tag über bleibt noch das Winden im Ohr, ein angenehmes Dauerrauschen, ohne jede Bedrohlichkeit.

Mittags mit dem Rucksack nach Wustrow, zur Post, zum Einkaufen. Eine lotgerade Landstraße von vier Kilometern, über die Neue Dumme hinweg, ein mitleidslos in Beton hineingepferchtes Flüsschen. Zum ersten Mal, seit Andrich hier lebt, liegt die Landschaft nicht unter Schnee – unbekleidet streckt sie sich aus vor ihm, in alle Richtungen des Blicks. Er sieht – und ist sprachlos: Steppe! Das Land ist eine Steppe. Sein Gras steht mannshoch, wie Schilf, blassgelbe Starre, neigt sich kaum vorm Wind. Diese Blätter, breit, sind ausgerichtet wie eine Phalanx aus schmalen Lanzen, spitz und scharf, und darüber ragt und wippt und weht mit wilder Mähne, grau: die Blüte. Fanal zum Angriff! Hoch oben sitzt sie, ausgelaugt, aber zäh, an einem prekär langen Stängel, der Wind bricht ihm meist das Genick übers Jahr, oberhalb des Blattstandes. Umso sichtbarer recken die Davongekommenen sich hoch, ein wedelndes Fähnlein vorm Wind, und erinnern an den Triumph des Sommers, als diese Blüte tausendfach Samen ausgoss in die Erde, dass die Steppe noch dichter werde und mehr Land gewinne: alles, alles, alles. In diesem gelbgrauen Steppengras wittert er, hindurchgehend, etwas Unbesiegliches, ein Stück Ur-Natur, das es den Bauern schwer macht, sich hier ein Stück Feld herauszuschneiden und zu kultivieren. Natürlich, dafür muss die arme Neue Dumme herhalten, das Flüsschen. Deshalb wird sie so geschurigelt und derart säuberlich dressiert, als Spenderin des Wassers für die Feldfrucht. Ein hartes Geschäft mit der Steppe, gegen sie. Muss

alle paar Jahre neu ausgehandelt werden. Denn die Steppe hat Dauer. Ihre Kraft ist immer im Angriff. Vereinnahmen ist ihre Natur, Unbezwingbarkeit ihr Schicksal. Sie kann nicht anders. Und staut für einen Moment ihr Wuchern an den Rändern unserer Kulturbemühung, ehe sie sie wieder in sich hineinnimmt und alles überwuchert mit sich, auch dieses kleine eitle Experiment der Menschen hier, ein paar kümmerliche Generationen kurz. Welche Katastrophe, überlegt sein Kopf, umsirrt vom Wind und auch ein bisschen betäubt davon: Welche Katastrophe müsste kommen, die der Steppe gewachsen wäre?

Der Wintertag ist klamm und trüb, als Andrich auf der alten Landstraße zwischen Lüchow und Salzwedel raddelt und Ausschau hält, wo genau die Grenze verlief, die sich hier bis vor kurzem quer durch Deutschland gezogen hat. Jedes Dorf, durch das er kommt, prüft er, ob das noch die alte Bundesrepublik sei oder schon die neue. Gar nicht so einfach, denn das „Zonenrandgebiet“ hatte immer seine eigene Prägung. Dann wird er doch weich und holt sich am Ortsausgang von Lübbow Auskunft bei einem Einheimischen, der die bunte Containerflotte mit Abfall aus dem Heck seines Kombis füttert.

„Über die Brücke, dort, nach der nächsten Kreuzung. Direkt nach der Brücke.“

Zur Linken, weithin sichtbar in dem tellerflachen Gelände, ein Turm der Grenzbefestigung, allein gelassen auf weitem Feld mit Wintersaat. So wie man diese Türme kannte: Viereckig, aus hellen Betonplatten, darin Fensterschlitze, oben ein Geländer. „TAG X“ ist jetzt darauf gesprüht, in Rot. Rastlose Menschen!, geht es ihm durch den Kopf. Kaum ist das eine Hindernis weggeräumt, haben sie bereits das nächste im Visier.